

Vom Schweizer-Heimweh

Autor(en): **Hauser, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **7 (1939-1940)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Schweizer-Heimweh

Von Albert Hauser.

Es ist bekannt, dass dem Schweizer ein kräftiges Heimatsgefühl eignet. In bestimmten Zeiten galt das Heimatsgefühl geradezu als Attribut des Schweizers. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts etwa hielt man dafür, der Schweizer ertrage die Trennung von seiner Heimat überhaupt nicht. Es gibt in der Tat rührende Beispiele schweizerischen Heimatempfindens. Mehr als einmal finden wir beim Hinschiede eines Schweizers in der Fremde das Heimweh als Todesursache angegeben. Noch in letzter Zeit lasen wir in einer Todesanzeige eines Schweizer Missionars aus San Franzisko die Bemerkung: „Gestorben an Schweizer-Heimweh“.

Gewiss kennt nicht nur der Schweizer das schmerzliche Gefühl des Sehns nach der Heimat; der Schweizer aber hat diesem Schmerz seinen Namen gegeben. Der Ursprung des Wortes „Heimweh“ ist eidgenössisch. Es ist von der deutschen Schriftsprache erst im 18. Jahrhundert übernommen worden. Dies deutet schon Moritz Heyne in Grimms Wörterbuch vom Jahre 1877 an. Als ältesten Beleg des Wortes gibt er einen Aufsatz des Zürcher Naturforschers J. J. Scheuchzer aus dem Jahre 1705 mit dem Titel: „Von dem Heimwehe“. Doch finden wir schon im Jahre 1678 in einem ärztlichen Gutachten „über die Krankheit und das Absterben der neugeworbenen Switzer“ in pfälzischen Diensten die Bemerkung, die Schweizer hätten an Heimweh gelitten. Und vier Jahre vorher schrieb der Schweizer Hauslehrer Polier aus Heidelberg von seinem Zögling, „qu'il n'aye point le heimwé“. Der „Schweizer-König“ Ludwig Pfyffer berichtet nach der Schlacht bei Jarnac 1569 nach Hause: Es sei Hauptmann Thammanns Vorfährich „gestorben von Heimweh“.

Auch wenn wir keinen älteren Beleg gefunden haben, dürfen wir annehmen, dass das Schweizerheimweh so alt ist wie die Schweiz selbst. Alt sind auch die Heilmittel, mit denen man diese „Krankheit“ lindern wollte. Gemäss alter Volksüberlieferung ward zur Bekämpfung ein Stück Hausbrot oder eine Scholle heimatlicher Erde mit in die Fremde genommen. Man pflegte

dem Scheidenden auch Brot und Salz in das Bündel zu legen. Der vom Heimweh Ergriffene hatte nun, um seines Leidens ledig zu werden, ein kleines Stück seines häuslichen Brotes zu essen. Für besonders wirksam hielt man das Tragen des umgestülpten Hemdes oder den Genuss von Kaffee, dem heimatische Erde beigemischt wurde. Die schweizerische und deutsche Volkskunde kennt viele solche Bräuche.

Im Jahre 1678 befasste sich der Basler Arzt J. J. Harder mit der Heimwehkrankheit und schlug Mittel zur Heilung vor. Die bekannteste ärztliche Abhandlung über das Heimweh erschien im Jahre 1705 in „den seltsamen Naturgeschichten des Schweizerlandes wochentliche Erzählung“. Der Verfasser, Naturforscher, Professor der Mathematik und Oberstadtarzt in Zürich, J. J. Scheuchzer, missbilligt in seinem nationalen Selbstgefühl das Heimweh. Er nimmt Anstoss daran, dass „die schweizerische, sonst so freye, starke und tapfere Nation sich überwinden und unterjochen lasse von einer solchen Krankheit“. Deshalb bemüht er sich, eine Erklärung zu finden, durch welche „die Ehre unserer Nation gerettet, und verhoffentlich ein natürlicher Weg gebahnet werde zur Heilung dergleichen Patienten“. Der Schweizer, so lehrt Scheuchzer, sei als Bewohner des „Gipfels von Europa“ an eine dünne und leichte Luft gewöhnt. In den ausländischen Niederungen aber laste die höhere Luftsäule schwer und hemmend auf den Blutkreislauf des Gebirglers und bewirke dadurch eine Erkrankung des Gemütes. Die Ausländer seien dem Heimweh weniger unterworfen, weil sie ihre „schwere, dicke unreine Luft“ höchstens mit einer leichteren, angenehmeren vertauschen können. Zur Milderung dieses „seltsamen und gefährlichen Fiebers“ schlägt Scheuchzer vor, Arzneien wie Salpeter und Schiesspulver einzunehmen, damit sich der Körper-Innendruck dem Aussendruck anpasse. Heimwehkranken empfiehlt er auch, einen Turm oder eine Anhöhe zu ersteigen, „dass sie in sich schlucken können eine leichtere und nicht so schwer auf ihnen trukende Luft“. Scheuchzer galt auf diesem Gebiet als Autorität; die meisten Verfasser von Fachschriften übernahmen seine Ansichten. Als der Rostocker Gelehrte Georg Detharding in seiner „Disputatio de Aere Rostockiano“ die Gewöhnung an die in den engen Gebirgstälern eingeschlossene Luft als die Ursache des Heimwehs ansah,

sprach ihm Scheuchzer die Fähigkeit ab, über gute und schlechte Luft urteilen zu können; die unreine, dicke Luft der Meeresküste sei kein Masstab. Es entspann sich hierauf ein langwieriger Gelehrtenstreit, den Zedlers Universallexikon vom Jahre 1735 in allen Einzelheiten darstellt. Im Jahre 1781 behandelt Krünitzens Encyclopädie in einem breitpurigen Aufsatz die alte Streitfrage von neuem. Wir wollen lediglich festhalten, dass das Heimweh aus der ärztlichen Fachliteratur der Schweiz nun in den deutschen Gesichtskreis herausgetreten ist.

Vorerst wird indes unser Wort als schweizerisches Dialektwort und als Bezeichnung für eine Krankheit in der deutschen Dichtung nach Möglichkeit gemieden. Aus dem 18. Jahrhundert ist uns kein Gedicht bekannt, welches das Wort Heimweh enthält. Goethe, der das Wort kannte, hat es in keinem Verse angewandt. Schiller und Hölderlin meiden es durchaus.

Die Reiseliteratur übernahm indes unser Wort. In der Zeit der Schweizerbegeisterung 1750—1815 galt die Schweiz im Ausland als „glücklichstes Land auf der Erdenkugel“. Jeder Schweizer im Ausland, so währte man, müsse daher von unstillbarem Heimweh nach diesem irdischen Paradies erfüllt sein. Man stempelte den Schweizer gewissermassen zum geborenen Heimwehkranken, die Schweiz zum Heimwehland. „Die Schweiz ist ein Land“, sagte Friedrich von Schlegel, „welches man lieb gewinnen muss, und schon beim ersten Eintritt begreift man das Heimweh seiner Bewohner“. Das Heimweh wurde zur vielbesprochenen Erscheinung, und die Frage: Was ruft das Schweizerheimweh hervor? beschäftigte fast alle Zeitgenossen, welche über den Schweizer oder die Schweiz berichteten.

Eine Zeitschrift erzählt schon im Jahre 1718, dass der Schweizer in der Fremde beim Anhören heimatlicher Musikklänge, wie Kuhreigen „in Heimweh und zugleich in ein febrem ardentem falle“. Der „Ranz des vaches“ wird in Noten beigegeben, damit „der Leser das Pläsier hat, diese zauberische Melodie in Natura zu sehen“. Der Reisende D. H. von Mayer berichtet im Jahre 1788 ähnliches vom Alphorn und dessen Gefahr für die heimatfernen Schweizer. Burney bestätigt in seinem „Tagebuch einer musikalischen Reise durch Frankreich“, dass die Schweizer in fremden Diensten vom Heimweh übermannt werden, wenn sie

den Kuhreigen zu Gehör bekommen. F. L. Stolberg sagt 1794 sogar, „nichts entflamme mehr das Heimweh eines Schweizers in der Fremde, als der Kuhreigen“. Diese Aeusserungen — und das ist das Merkwürdige — stützen sich meist auf Tatsachen. Es ist keine Legende, dass die Schweizer Söldner beim geringsten Anlass, der in ihnen Erinnerungen an das Vaterland hervorrief, vom Heimweh gepackt wurden. Nur zu leicht lichteteten sich dann ihre Reihen. Um das Ueberhandnehmen der Desertion einzudämmen, verbot man in französischen Schweizerregimentern den Spielleuten, den „Ranz des vaches“ zu spielen. Zeitweilig ward den Eidgenossen bei Strafe des Lebens untersagt, heimatliche Melodien zu singen oder zu pfeifen. Selbst Goethe kam auf diese schweizerische Erscheinung zu sprechen; er schreibt im Zusammenhang mit dem geplanten Tellschauspiel am 23. Januar 1804 an Schiller: „Der Schweizer fühlt nicht das Heimweh, weil er an einem anderen Orte den Kuhreigen hört — denn er wird, soviel ich weiss, nirgends geblasen —, sondern eben weil er ihn nicht hört, weil seinem Ohr ein Jugendbedürfnis mangelt“...

Wir dürfen nach diesen Berichten nicht glauben, dass sich die Zeitgenossen nur mit dem „musikalischen Schweizerheimweh“ befassten. Sie suchten im Weitern eifrig nach dem Gegenstand des Heimwehs. Ist es der Boden an sich, oder sind es die Angehörigen? Ist es die heimatliche Lebensweise und Gewohnheit? Oder ist es die berühmte „Schweizerfreiheit?“ Bei der wilden und einzigartigen Schönheit des Alpenlandes glaubten die meisten ausländischen Beobachter die letzte Ursache des Heimwehs in der Verwachsenheit des Schweizer-Bauern und Hirten mit seinem Boden zu finden. Der Schotte J. Montgomery wies ferner auf die Sehnsucht des in der Ferne weilenden Schweizers nach seiner Gattin und Familie hin. Und ein Schweizer selbst war es, der in den „Milchspeisen und Müser“ den Gegenstand schweizerischen Heimwehs erblickte. Die Sehnsucht nach heimatlichen Speisen erweist in der Tat ein Schreiben eines heimatfernen Schweizers: Joh. Rud. Schmid von Stein am Rhein, der als österreichischer Botschafter einst am türkischen Hof weilte, bat im Jahre 1660 seinen Vetter zu Hause, „ihm einen bas grossen Schweizerkäse zu schicken; er möchte gerne vor seinem Tode einen essen“.

Die Deutschen J. H. Afsprung und M. L. Steinbrenner gelangten bei ihrer Betrachtung zu anderen Ergebnissen. Sie staunten, dass die Schweizer so sehr an ihrer kargen Heimaterde hingen und keineswegs ein Leben in weniger rauhen, angenehmeren Landschaften vorzogen. Es konnte also bei ihnen nicht der Boden Gegenstand ihres Heimwehs sein; die Schweizer sehnten sich zurück nach ihren Sitten und nicht zuletzt nach ihrer Freiheit auf den Bergen.

Den Ursprung des Heimwehs zu ergründen, glückte diesen Kennern der Schweiz nicht ganz. Ihr Verdienst ist es dafür, dem Wort Heimweh europäische Geltung und Anerkennung verschafft zu haben. Durch sie ging unser Schweizerwort in die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts ein.

Dass auch die englische Sprache unser Wort übernommen hat, überrascht vorerst. Dr. Murrey hat im New English Dictionary bewiesen, dass die englischen Ausdrücke „home-sick“ und „home-sickness“ moderne Wörter sind und auf dem schweizerischen Wort beruhen. Der älteste Beleg Murrey's stammt aus dem Jahre 1760 und zeigt „home-sickness“ als Uebersetzung von „Heimweh“ in der 1760 erschienenen englischen Fassung eines deutschen Reisewerkes von Keysler. Es verdient hier auch erwähnt zu werden, dass ein Engländer, der die Schweiz im Jahre 1730/31 besuchte, das Heimweh „the Swiss sickness“ nannte.

Auch das Französische erweist die schweizerische Herkunft unseres Wortes. Das französische „mal du pays“ scheint den Franzosen mitunter eine ungenügende Benennung gewesen zu sein. Denn der französische Aesthetiker du Bos übernahm in seinen 1719 erschienenen „Reflexions critiques sur la poésie et sur la peinture“ das schweizerische Dialektwort sozusagen ohne Aenderung: „Cette maladie, qu'on appelle le Hemvé en quelque pays est un instinct, qui nous avertit, que l'air où nous nous trouvons, n'est pas aussi convenable à notre constitution, que celui pour lequel un secret instinct nous fait soupirer“. Das Wort „Hemvé“ ist auch in der Mundart des Loiregebietes nachgewiesen. Auch hier lässt sich schweizerischer Einfluss feststellen. Denn in Frankreich galt das Heimweh als Schweizerkrankheit. In den „Babioles litteraires et critiques en

prose et en vers" vom Jahre 1763 lesen wir, „que communement on appelle le Heimweh le mal du Suisse". Krünitzens Encyclopädie kennt 1781 ein französisches „heimwé", das im Scherz üblich sei. So hat auch die französische Sprache unser Wort grossmütig aufgenommen.

Das Heimweh, zuerst eine Bereicherung deutschen Sprachschatzes, dann ein Thema zu vielerlei Erörterungen, die es über die Sprachgrenzen hinaustrugen, lieh zuletzt den Romantikern ein Motiv, das wie kein anderes ihrem Herzen zusagte. Die Romantiker aber schenkten ihm sein Höchstes: Künstlerische Gestalt. Das Heimweh erscheint erstmals als Motiv und Titel in einem Gedicht des mit unserem Lande so vertrauten Dichters Matthisson aus dem Jahre 1790. Es ist an den schweizerischen Dichter Gaudenz von Salis-Seewis gerichtet. Wenige Jahre später widmet Jung-Stilling dem Heimweh seinen Erbauungsroman: „Das Heimweh und der Schlüssel zu demselben". Der erste Dichter, der eine besondere Vorliebe für unser Wort hegte, ist einer der Führer der romantischen Schule, Clemens Brentano. Sodann begegnet uns das Schweizerwort in den Werken Heines, in den Gedichten Mörikes und Tiecks. Geibel preist in einem „Heimweh" betitelten Gedicht die Odyssee als das Lied des Heimwehs. Eichendorf schrieb 1826 ein Gedicht mit dem gleichen Titel. Auch unter den Gedichten Chamissos finden wir eines, das die Ueberschrift „Heimweh" trägt. Den Heimwehversen von Pyrker verlieh Franz Schubert eine unsterbliche Melodie.

Auch in diesen Dichtungen ist die schweizerische Heimatfarbe des Wortes nicht ganz verblasst. So heisst es in L. Tiecks Gedicht „Heimweh", das dem 1805 entstandenen Liedercyklus „Reisegedichte eines Kranken" angehört:

Da wusst' ich was Heimweh sei
Da fühlt ich, wie der Sohn der Alpen
Sterben könne in der Fremde
An dem mächtig-schmerzlichen Gefühl...

Am schönsten spüren wir dies aus dem eigentlichen Heimwehlied unter den Volksliedern, dem bekannten: „Zu Strassburg auf der Schanz". Es trägt den Titel: „Der Schweizer". Mit der fortschreitenden Zeit verlor indes das Heimweh die Erinnerung

an seinen Ursprung. Es begann sich von der Heimat auch auf andere Bereiche wie den Himmel oder die Kirche zu erstrecken. In einem Gedicht Wielands heisst es: „Und wenn endlich doch das Heimweh nach dem Himmel dich besiegt“. Damit beginnt unser Wort in die Sphäre des Pietismus und der späteren Mystik einzudringen. Lenau spricht mit vielen anderen Zeitgenossen vom Himmelsheimweh. Jacob Burckhardt dagegen verknüpft das Heimweh mit der Freiheit.

Hier verlassen wir die Geschichte des Heimwehs, aus der wir hier nur einzelne, flüchtige Erscheinungen festgehalten haben. Welch vielfachen Wandel hat das kleine Wort erfahren, von dem Jean Paul gesagt hat, es sei so zart und schön, dass es den Schmerz, den es bezeichne, lindere, wenn es ausgesprochen werde! Das, was das wunderbare Wort ausdrückt, gehört zum Innersten der Schweizerart und ist unverändert geblieben im Wandel der Zeiten.

Das tägliche Leben

Von Max Rychner

Chor

Ein Mann von der Strasse.

Chorgruppe:

Dein Gesicht ist fragend, nimm dir ein Herz!
Auf welcher Grundlage stehst du im Leben?
Wieviel im Monat? Auch etwas Vermögen?
Die Parzen kümmern sich nämlich drum.

Der Mann:

Der Mann von der Strasse bin ich genannt,
Der vielbeachtete Mann von der Strasse,
Der bin ich — alle reden von mir, zu mir.
Mit mir macht man Politik,
Ich mache Politik und möchte wissen,
Was da gespielt wird.
Ich blicke in mich und gewahre Kümmernis.